GESTORBEN

David Weiss, 65. Der Schweizer Künstler war ein zurückhaltender Mensch, der die Öffentlichkeit mied und doch ein großes Publikum fand. Der Sohn eines Pfarrers kam in Zürich zur Welt, studierte in Basel und bildete seit 1979 mit seinem Kollegen Peter Fischli ein Duo, das bald berühmt wurde. In ihren Videos warfen die beiden einen hintersinnigen, humorvollen Blick auf die Gegenwart. Für eine ihrer ersten gemeinsamen Arbeiten verkleideten sich die Künstlerfreunde als Bär und Ratte und spazierten durch Hollywood. Später stellten sie auf der Documenta aus, auf der Biennale von Venedig, die Tate Modern in London würdigte sie mit einer großen Schau. Konzeptkunst, so zeigten sie, kann unterhaltsam sein. Für eine Wandprojektion und ein Buch mit dem Titel „Findet mich das Glück?“ sammelten sie die wichtigen Fragen des Lebens, etwa: „Hätte aus mir etwas anderes werden können?“ Oder: „Kommt ein Bus?“ David Weiss, der an Krebs erkrankt war, starb am 27. April in Zürich.

JO SCHWARTZ

Tomás Borge, 81. „Unerbittlich im Kampf und großzügig im Sieg“, so lautete der Leitspruch des Studenten, der 1961 in Nicaragua zu den Gründern der Sandinistischen Befreiungsfront gehörte. Die Taktik des Guerillakriegs lernte er in Kuba, zusammen mit einer Handvoll Mitstreiter nahm er in seiner Heimat den Kampf gegen das Regime des Somoza-Clans auf, das ihn später verhaftete und folterte. Nach dem Sturz der Diktatur 1979 wurde Borge als Innenminister der starke Mann der Revolutionsregierung. Von nun an verfolgte er Oppositionelle mit gnadenloser Härte, er soll in ein Massaker an 37 politischen Gefangenen verwickelt gewesen sein. Privat war er ein Lebemann und Frauenheld. Er bewunderte Fidel Castro und Muammar al-Gaddafi, die Niederlage der Sandinisten bei den Wahlen 1990 verwand er nie. Später vertrat er die Sandinistische Partei im Zentralamerikanischen Parlament und in der Nationalversammlung. Nach dem Sieg des einstigen Revolutionsführers Daniel Ortega bei der Präsidentschaftswahl 2006 war er Botschafter. Tomás Borge starb am 30. April in Managua.

SVEN SIMON / IMAGO

Benzion Netanjahu, 102. Im Alter von zehn Jahren war der israelische Historiker mit seiner Familie von Warschau nach Palästina emigriert. Enttäuscht von der seiner Meinung nach zu kompromissbereiten zionistischen Führung, schloss sich der Student 1930 der revisionistischen Bewegung an, einer radikalen Abspaltung des Zionismus. 1940 ging er nach New York, um der Bewegung als Sekretär zu dienen. Danach pendelte Netanjahu zwischen Israel und den USA. Er lehrte an US-Universitäten, doch vom politischen und akademischen Establishment Israels wurde der rechte Ideologe abgelehnt – das verbitterte ihn bis zuletzt. Netanjahu trat für ein Großisrael ein, bestritt die Existenz eines palästinensischen Volkes und sah Araber als ewige Feinde, mit denen kein Frieden zu machen sei. Dass sein Sohn, Benjamin Netanjahu, als Premierminister die Zweistaatenlösung anerkannte, kritisierte er. Benzion Netanjahu starb am 30. April in Jerusalem.

Heinz P. Lohfeldt, 76. Ihm gelang 1978 als Washingtoner SPIEGEL-Korrespondent eine journalistische Sensation: Jimmy Carter empfing Lohfeldt allein im Lincoln-Room des Weißen Hauses. Es war das erste Mal, dass ein amtierender US-Präsident einem europäischen Journalisten ein Einzelinterview gab. 20 Jahre zuvor war Lohfeldt als Stenograf zum SPIEGEL gekommen, auch da schaffte er mehr Silben pro Minute als alle anderen; bald stieg er zum Auslandskorrespondenten auf. Er begleitete Robert Kennedy 1968 auf dessen letzter Wahlkampfreise; zwei Stunden bevor der Bruder des ermordeten früheren Präsidenten John F. Kennedy ebenfalls getötet wurde, sprach er mit ihm und machte ein Foto, das dann auf dem SPIEGEL-Titel erschien. Er stapfte schon mit Carter über dessen Erdnussacker, als kaum jemand den Kandidaten ernst nahm. Lohfeldt liebte das schöne Amerika genauso wie das hässliche und beschrieb es in Dutzenden Titeln. Er traf viele der obersten US-Politiker, am meisten aber mochte er Henry Kissinger, den ehemaligen Außenminister. Bis zuletzt meldete Lohfeldt dem aus Bayern stammenden Kissinger die Ergebnisse der Fußball-Bundesliga, per Fax, weil der Technikfreak Lohfeldt dem Computermuffel Kissinger Elektronisches nicht zumuten mochte. Bis 1994 war Lohfeldt Chef vom Dienst beim SPIEGEL, danach arbeitete er noch bis 2001 für das Haus. Amerika blieb er immer verfallen. Heinz P. Lohfeldt starb am 29. April in Hamburg an Krebs.